

Metz-Göckel, Sigrid

Macht- und Selbstlosigkeit der Frauen. Assoziative Überlegungen zum Mutter-Tochter-Bündnis in den letzten drei Generationen oder das Matriachat lebt weiter

Benner, Dietrich [Hrsg.]; Heid, Helmut [Hrsg.]; Thiersch, Hans [Hrsg.]: Beiträge zum 8. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft vom 22.-24. März 1982 in der Universität Regensburg. Weinheim ; Basel : Beltz 1983, S. 353-363. - (Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft; 18)



Quellenangabe/ Reference:

Metz-Göckel, Sigrid: Macht- und Selbstlosigkeit der Frauen. Assoziative Überlegungen zum Mutter-Tochter-Bündnis in den letzten drei Generationen oder das Matriachat lebt weiter - In: Benner, Dietrich [Hrsg.]; Heid, Helmut [Hrsg.]; Thiersch, Hans [Hrsg.]: Beiträge zum 8. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft vom 22.-24. März 1982 in der Universität Regensburg. Weinheim ; Basel : Beltz 1983, S. 353-363 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-228601 - DOI: 10.25656/01:22860

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-228601>

<https://doi.org/10.25656/01:22860>

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.
This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Zeitschrift für Pädagogik

18. Beiheft

Zeitschrift für Pädagogik

18. Beiheft

Beiträge zum 8. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft

vom 22. – 24. März 1982 in der Universität Regensburg

Im Auftrag des Vorstandes herausgegeben von
Dietrich Benner, Helmut Heid, Hans Thiersch

Beltz Verlag · Weinheim und Basel 1983

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Deutsche Gesellschaft für Erziehungswissenschaft :

Beiträge zum 8. Kongreß der Deutschen Gesellschaft
für Erziehungswissenschaft : vom 22. – 24. März 1982
in d. Univ. Regensburg / Im Auftr. d. Vorstandes
hrsg. von Dietrich Benner ... – Weinheim ; Basel :
Beltz, 1983.

(Zeitschrift für Pädagogik : Beih. ; 18)

(Beiträge zum ... Kongreß der Deutschen Gesellschaft
für Erziehungswissenschaft ; 8)

ISBN 3-407-41118-9

NE: Benner, Dietrich [Hrsg.]; Zeitschrift für Pädagogik / Beiheft;

Deutsche Gesellschaft für Erziehungswissenschaft : Beiträge vom

... Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft; HST

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder andere Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden.

Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder ähnlichem Wege bleibt vorbehalten.

Fotokopien für den persönlichen und sonstigen eigenen Gebrauch dürfen nur von einzelnen Beiträgen oder Teilen daraus als Einzelkopien hergestellt werden. Jede im Bereich eines gewerblichen Unternehmens hergestellte oder benützte Kopie dient gewerblichen Zwecken gem. § 54 (2) UrhG und verpflichtet zur Gebührenzahlung an die VG WORT, Abteilung Wissenschaft, Goethestr. 49, 8000 München 2, von der die einzelnen Zahlungsmodalitäten zu erfragen sind.

© 1983 Beltz Verlag · Weinheim und Basel

Gesamtherstellung: Beltz, Offsetdruck, 6944 Hemsbach über Weinheim

Printed in Germany

ISSN 0514-2717

ISBN 3 407 41118 9

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
 I. Öffentliche Ansprachen	
HERMANN GRANZOW	15
HANS MAIER	22
HANS THIERSCH	26
 II. Öffentliche Vorträge	
HANS AEBLI Die Wiedergeburt des Bildungsziels Wissen und die Frage nach dem Verhältnis von Weltbild und Schema	33
DIETRICH BENNER Das Normproblem in der Erziehung und die Wertediskussion	45
WALTER HORNSTEIN Die Erziehung und das Verhältnis der Generationen heute	59
PETER M. ROEDER Bildungsreform und Bildungsforschung	81
 III. Symposien: Vorträge/Berichte	
HANS NICKLAS Erziehung zur Friedensfähigkeit in einer friedlosen Welt?	99
<i>Schulpluralismus unter Staatsaufsicht statt Schuldirektismus in Staatshoheit</i>	105
WOLFGANG KLAFKI Vorbemerkungen zum Bericht über das Symposium	105
HANS-CHRISTOPH BERG Freie Schulen als Regelschulen	108
ALOIS ALDER Erfahrungen an der Friedensschule in Münster	113
DORIS KNAB Der Schulgesetzentwurf des Deutschen Juristentages im Lichte einiger Erfahrungen aus der Schulreformerarbeit an der Friedensschule Münster	118

BARBARA BOTH / ALBERT ILIEN und die GREMIEN DER GLOCKSEE-SCHULE, unter Mitarbeit von RENATE STUBENRAUCH / JÜRGEN FRIEDMANN / RUDOLF MESSNER	
Zur Pädagogik der Glocksee-Schule	122
MARIA FRIEDERIKE RIEGER	
Stiftung Landerziehungsheim Neubauern – Ziele und Schwierigkeiten einer „freien“ Schule und der Schulgesetzentwurf des Deutschen Juristentages	130
JOHANN PETER VOGEL	
Zur gegenwärtigen Situation von Schulen besonderer pädagogischer Prägung und den entsprechenden Vorschlägen im Schulgesetzentwurf des Deutschen Juristentages	133
HANS-CHRISTOPH BERG / WOLFGANG KLAFFKI / DORIS KNAB	
Leitfragen und Thesen zur Fortführung der Diskussion über die Zielsetzung und die pädagogische Gestaltungsfreiheit von privaten und staatlichen Schulen besonderer pädagogischer Prägung und über die schulrechtliche Absicherung solcher Schulen	136
<i>Sekundarstufen II – Didaktik und Identitätsbildung im Jugendalter</i>	<i>139</i>
HERWIG BLANKERTZ	
Einführung in die Thematik des Symposions	139
ANDREAS GRUSCHKA	
Fachliche Kompetenzentwicklung und Identitätsbildung im Medium der Erzie- herausbildung – über den Bildungsgang der Schüler der Kollegschule und zur Möglichkeit der Schule, diesen zum Thema zu machen	143
HAGEN KORDES	
Kompetenzentwicklung und Identitätsbildung im Medium fremdsprachlicher Bildung	153
WOLFGANG FISCHER	
„Jugend“ als pädagogische Kategorie – historische Rückfragen an Untersuchen- gen zur Kompetenzentwicklung und Identitätsbildung	168
JÜRGEN ZIECHMANN	
Stellenwert empirischer Verfahren in der Curriculumforschung. Eine Diskussion anhand von Projekten	179
HEINZ-OTTO GRALKI / ULRIKE STRATE / CARL-HELLMUT WAGEMANN	
Die Sozialisation von Studenten in Hochschulen. Bericht über ein Symposium . . .	185
<i>Wissenschaftliche Weiterbildung als Problem der Zusammenarbeit zwischen Hoch- schulen und außeruniversitären Trägern</i>	<i>203</i>
JOACHIM DIKAU	
Zusammenfassung des Symposiums	203
GÜNTHER DOHMEN	
Rückwirkungen wissenschaftlicher Weiterbildung auf Hochschule und Hoch- schulpolitik	208

HANS-DIETRICH RAAPKE	
Beteiligung der Hochschule an der allgemeinen Erwachsenenbildung als Herausforderung für Wissenschaft und Praxis	214
<i>Prävention – Zauberwort für gesellschaftliche Veränderung oder neue Form der Sozialkontrolle?</i>	219
HANS-UWE OTTO	
Einleitung zur Fragestellung des Symposions	219
PETER GROSS	
Über die Präventivwirkung des Nichtwissens – Popitz revisited	221
HEINRICH KUPFFER	
Die Fragwürdigkeit der Prävention in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik	228
NORBERT HERRIGER	
Präventive Jugendkontrolle – eine staatliche Strategie zur Kolonisierung des Alltags	231
<i>Arbeit und Freizeit im Wandel – Antworten der Pädagogik</i>	237
HORST W. OPASCHOWSKI	
Neue Erziehungsziele als Folge des Wertewandels von Arbeit und Freizeit	237
WOLFGANG NAHRSTEDT	
Die Zukunft von Bildung, Arbeit und Freizeit: Berufsarbeit wird knapp – Chance für gesellschaftliche Arbeit?	250
<i>„Ausländerpädagogik“ als pädagogische Spezialdisziplin?</i>	259
JÖRG RUHLOFF	
Einleitende Problemskizze	259
HELMUT LUKESCH	
Empirische Befunde zur Stellung des Ausländerkindes im deutschen Schulsystem und ihre Bedeutung für die Entwicklung der Erziehungswissenschaft	262
FRANZ HAMBURGER	
Erziehung in der Einwanderungsgesellschaft	273
HANS MERKENS	
Erfordernis und Grenzen ausländerthematischer Spezialisierung in der Schulpädagogik	283
JÖRG RUHLOFF	
Thesen zur Schlußdiskussion	292
JÖRG RUHLOFF	
Zur Diskussion	295
<i>Autobiographische und literarische Zeugnisse als Quellen und Gegenstand erziehungswissenschaftlicher Erkenntnis und Handlungsorientierung II</i>	297
DIETER BAACKE	
Normalbiographie, Empathie und pädagogische Phantasie	298

ROTRAUT HOEPEL	
Perspektiven der erziehungswissenschaftlichen Erschließung autobiographischer Materialien. Autobiographien als kommunikativ-pragmatische Formen der Selbstreflexion	307
THEODOR SCHULZE	
Auf der Suche nach einer neuen Identität	313
<i>Aufgaben und Verfahren interpretativer Theoriebildung</i>	321
PETER ZEDLER	
Entwicklungslinien und Kontexte interpretativer Theoriebildung	321
EWALD TERHART	
Übersicht über die Beiträge	333
HEINZ MOSER	
Versuch eines Resumés aus den Regensburger Diskussionen	343
<i>Leben und Lernen jenseits patriarchaler Leitbilder</i>	351
HEDWIG ORTMANN	
Einleitung in die Problemstellung des Symposions	351
SIGRID METZ-GÖCKEL	
Macht- und Selbstlosigkeit der Frauen. Assoziative Überlegungen zum Mutter-Tochter-Bündnis in den letzten drei Generationen oder das Matriarchat lebt weiter	353
BIRGIT CRAMON-DAIBER	
Bericht über die Ergebnisse der Begleitforschung zum Fünfjahresprogramm der Bundesregierung „Modellplan zur Freisetzung humaner Ressourcen und zur kreativen Entwicklung neuer Subsistenzformen“ (M.H.R.K.S.)	364
CHRISTINE HOLZKAMP / GISELA STEPPKE	
Leben und Wissenschaft – einige Überlegungen zu den Auswirkungen der geschlechtsspezifischen Trennung von Erziehungsarbeit und Erziehungswissenschaft	372
<i>Forschungsfreiheit, Forschungsethik und Datenschutz</i>	381
WOLF-DIETER EBERWEIN	
Freiheit der sozialwissenschaftlichen Forschung und Datenschutz: Probleme und Lösungsansätze	381
HERMANN AVENARIUS	
Die Genehmigungsrichtlinien der Kultusminister unter juristischem Aspekt . . .	384
KARLHEINZ INGENKAMP	
Beispiele für die Behinderung der Forschungsfreiheit durch die ministerielle Genehmigungspraxis	388
EWALD ZACHER	
Einige verfassungsrechtliche und schulrechtliche Bemerkungen zur Zulässigkeit von wissenschaftlichen Erhebungen an Schulen und zur einschlägigen Genehmigungspraxis	392

LENELIS KRUSE Ethische und rechtliche Normen als Problem für die pädagogisch-psychologische Forschung	395
WILFRIED BERG Zur grundrechtlichen Problematik von Datenschutzbehörden und Forschungs- freiheit	399
KARLHEINZ INGENKAMP Beispiele für Konflikte zwischen Datenschutz und Forschern	403
PAUL J. MÜLLER Die Implementation des Datenschutzes im Bereich der wissenschaftlichen For- schung	407
EDGAR WAGNER Die informierte Einwilligung	410
ERWIN DEUTSCH Das Problem der informierten Einwilligung für Forschung und Datenschutz . . .	413
HELMUT GASSEN / MICHAEL SCHWANDER Zuständig sein und überflüssig werden	417
ULRICH HERRMANN / JÜRGEN OELKERS / JÜRGEN SCHRIEWER / HEINZ-ELMAR TENORTH Überflüssige oder verkannte Disziplin?	443
VERONIKA REISS Sprechpausen im Unterrichtsdiskurs	465

Macht- und Selbstlosigkeit der Frauen. Assoziative Überlegungen zum Mutter-Tochter-Bündnis in den letzten drei Generationen oder das Matriarchat lebt weiter.

1. „Allmächtige“ Mütter

Ich war eine Tochter, bevor ich eine Frau wurde. Wie meine Mutter wollte ich nie werden.

Ich schreibe dies als Tochter einer Mutter, *die Vater und Mutter* zugleich für ihre drei Kinder in schwerer Zeit gewesen ist. Von „Rest“ oder unvollständiger Familie habe ich bisher in meinem Leben wenig gespürt. Meinen Vater, der 1942 im Krieg umgebracht wurde, vermißte ich kaum – ohne ihn kennengelernt zu haben. Es ist die übliche Perspektive der Familiensoziologie, „diese Ausfallerscheinungen im persönlichen Inventar der Familie als eine Form ihrer Desorganisation zu sehen“ (KÖNIG 1958, S. 71). Ich habe mich dagegen unbegriffen immer gewehrt.

Ich begann, mir sympathische Gedanken über meine Mutter zu machen, als ich in dieser einen Mutter mehrere Mütter entdeckte. In der Phase der nachpubertären Auseinandersetzung focht ich einen politischen Kampf mit ihr. Beeinflußt von der Soziologie und der Studentenbewegung, befragte, ja attackierte ich sie im Verein mit meinen Geschwistern wegen ihrer Einstellung zum Faschismus, ihrer autoritären Staatsvorstellungen, ihrer intellektuellen und sozialen Schwächen. Angewidert war ich von der vermeintlichen Lust, mit der Mutter Sätze aussprach wie: „Das müßte verboten werden“, oder „das war damals verboten“. In Diskussionen mit ihr über Erziehung vermittelte sie eine autoritäre und rigide Norm- und Moralfixiertheit. *Was sie verbal vertrat und verteidigte, hielt sie in der Praxis aber nicht ein.* Wie sie sich verhielt, das zeigte eine eigene Distanz und Gestaltungsfähigkeit von und zu Erziehung. Versöhnt wurde ich aber erst, als ich meine Mutter mit ihren Enkeln umgehen sah. Ihre gewährende, unterstützende, so ganz und gar nicht rigide Zuwendung zu den Kleinen durchpulste mich warm und befreiend: „So ging sie auch mit uns als Kleinkindern um“, wurde zur intellektuellen und emotionalen Gewißheit.

Wer ist diese Mehrfach-Mutter? Eine „Bildung“ hat sie nicht. In ihrer Familie trat sie als einzige ihrer Geschwister (vier Brüder) in der NS-Zeit nicht aus der Kirche aus, obwohl sie damals nicht besonders religiös war. Sie germanisierte nicht ihren Namen, wehrte sich aber auch gegen die Polonisierung der Vornamen ihrer Kinder, als wir in Polen lebten.

Meine Schwiegermutter nahm 1946 als über 40jährige und kinderlose Arbeiterfrau auf dem Lande ein Kriegswaisenkind auf. Der 6jährige Sohn wurde ihr mehr noch als ein eigener Sohn. Sie erfüllte ihm die Wünsche von zwei Familien: von zwei Müttern/Vätern und mehreren Großmüttern/Großvätern in „matriarchalen“ Familienclans. Die Liebe meiner Schwiegermutter zu ihrem Sohn ist durchwebt von gebender Liebe zu mir, ihrer Schwiegertochter, so ganz und gar nicht im Sinne der Witz- und Wahnvorstellungen, die man in öffentlichen Medien findet.

Ich begann nach den Bedingungen des Lebens meiner Mutter zu forschen, als mir bewußt wurde, was meine Mutter mit drei Kleinkindern, geboren 1939, 1940, 1941, in Oberschle-

sien im Krieg, auf der Flucht und in der sogenannten Aufbauphase in der Nachkriegszeit nach 1950 in der Bundesrepublik alles geleistet hat. Ich zweifle, ob ich dies alles wohl ausgehalten hätte. Wie haben das aber unsere Mütter geschafft?

Ich denke, es gibt nicht nur eine vergessene und unterdrückte Geschichte der Frauen und Mütter aus den vorigen Jahrhunderten, sondern auch eine der letzten 40 Jahre. Und dies ist auch ein unterdrückter Teil von mir und in mir. Meine Mutter und meine Schwiegermutter sind sicherlich keine Einzelfälle. Sie teilen ihr Schicksal und die (patriarchale) Enteignung ihres Bewußtseins mit Millionen von Frauen ihrer Generation. Sie haben kein Bewußtsein (haben dürfen) von dem, was sie taten: Überlebensarbeit und Leben weitergeben unter Bedingungen, die kaum lebbar waren, auch auf Kosten eigener Interessen und Kräfte¹. Sie leiteten daraus keine gesellschaftlichen Ansprüche und Kritik als Frauen und Mütter ab.

Was haben diese Beispiele mit Erziehungswissenschaft zu tun? Erziehungswissenschaft untersucht und reflektiert auf der Basis möglichst genauer Gegenstands- und Prozeßbeschreibung Erziehungsbedingungen und Erziehungsverhalten im historischen und sozial differenzierten Kontext. Dabei sind die Binnenverhältnisse von Erziehungsprozessen und ihre „Ergebnisse“ der Kernpunkt methodisch kontrollierter oder interpretativer Erziehungswissenschaft/Sozialwissenschaft. Die historische Reflexion von Erziehung verhilft dabei zur Relativierung von jeweils geltenden Normen. Hilft sie auch, Verständnis zu entwickeln für die konkrete „Gewohnheit“ von Erziehung und deren Institutionen wie Familie, Mutterschaft, Kindheit u. a. m.?

Üblicherweise wird das Extreme und Singuläre dem Allgemeinen untergeordnet und nach Gesetzmäßigkeiten, Wirkungen und generalisierten Strukturen geforscht. Die Erziehungspersonen und deren konkrete Lebensbedingungen sind aber höchst differenziert, und diese Unterschiede sind ebenso wichtig wie die besonderen Erfahrungen, Phantasien und Wünsche der zu Erziehenden. In jedem Fall sind es lebendige Personen, um deren Lebenserfüllung es in der Erziehungswissenschaft geht. Sollten sie dann nicht auch wahrhaftig in ihr vorkommen?

2. Die Ausnahme und/ist die Regel

Auf der Suche nach der Geschichte meiner Mutter, ihrem Leben und ihrer Erziehungspraxis in den zuständigen Wissenschaften fand ich keine breite Spur, allenfalls einige abstrahierende und generalisierende Aussagen über die Mangelsituation der Nachkriegszeit, die Stabilität der Familie und über Problemfälle². Die Freude am abstrakten Denken verging mir mit zunehmender Distanz, die dieses zu mütterlichem Erziehungsverhalten einnahm.

Ich wähle eine andere Methode als die der empirisch positivistischen Erziehungsforschung, indem ich mich auf Selbstdeutungen von Müttern und Töchtern beziehe und auf

1 Deutschland in der Nachkriegszeit wurde unterhalb der großen Politik von Frauen bestimmt. Zeitweise betrug das Verhältnis Männer zu Frauen 100 : 125. Dies wurde als Frauenüberschuß mehr beklagt als „gewürdigt“. Vgl. z. B. STRECKER 1981. Eine Darstellung, die der Frauenwirklichkeit eher gerecht wird, geben THURNWALD 1948; SANDER-BRAHMS 1980 u. STOLTEN 1981.

2 Vgl. SCHELSKY 1967; dies ist bei aller Differenziertheit der Argumentation dennoch ein frauen- und mütterfeindliches Buch. Die Frauen reagieren darin ausschließlich aufgrund der situativen Anforderungen, nicht auch als Subjekte. Vgl. auch BAUMERT 1952.

mein „intuitives oder primäres“ Wissen als Kind/Tochter vertraue (vgl. GRIFFIN 1981). Anders Erzogene und Erziehende bitte ich, diese zu kritisieren und zu ergänzen. Meine Beobachtungen und Überlegungen sind erst vorläufige Skizzen zu einer matriarchalen Deutung von Erziehungsprozessen in einer bestimmten historisch-gesellschaftlichen Phase.

Witwen, alleinlebende Mütter mit ihren Kindern, arme Leute ohne formale Bildung stellen in der Soziologie der Erziehung oder/und in der Erziehungswissenschaft die Abweichung von der patriarchalischen Mittelschicht-Familiennorm dar. Sie werden in Relation zu herrschenden „Normal“-Institutionen unter den Aspekten von Bestandswahrung, Komplexität und Erziehungsfolgen als defizitär betrachtet. Kaum treten ihre Eigenleistungen und die Chancen hervor, die sie – bei aller Not – für die nachfolgende Generation auch eröffneten. Wie kamen Frauen wie meine Mutter und Schwiegermutter, katholisch, auf dem Lande lebend, arm und „ungebildet“, dazu, ihre Kinder zu „Bildung“ und einem „erfolgreichen“ Leben zu führen? Ich sage mit Absicht „führen“, weil sie daran einen entscheidenden Anteil haben. Dafür gab und gibt es keine Erziehungslehren, und unsere Mütter haben sie auch nicht gelesen und gebraucht. „Man soll den Willen eines Kindes nicht brechen“, war eine der wenigen Regeln, die meine Mutter ihrer Mutter gegenüber äußerte, als diese vorwarnend sagte: „Du wirst schon sehen, was Du von Deinen studierten Töchtern haben wirst.“

3. Binnenverhältnisse zwischen Frauen in der Generationenfolge

Mütter-Tochter-Beziehungen, bis vor kurzem völlig übersehen und unanalysiert gelassen, sind voller Spannungen. Inzwischen sind so viele Mütteranklagen von Töchtern erschienen, daß MARGARETE MITSCHERLICH zweifelnd fragt: Müssen wir unsere Mütter hassen? (MITSCHERLICH 1980). Mütter werden als die großen Verhinderinnen eines erfüllten, autonomen Tochterlebens beschuldigt. Sie zwängen die Töchter in die Rollen, die das Ablösen erschweren und negative Selbstwertgefühle verstärken. Dafür ernten sie den Haß der Töchter: die Mutter als Allmächtige und Sündenbock zugleich.

Nach einigen Jahren aktiver Arbeit in der Frauenbewegung fragte ich mich, warum sich so wenige Frauen meiner Muttergeneration in ihr engagieren. Eine Äußerung aus der Muttergeneration dazu:

„Viele Frauen, die selber Mütter sind, fühlen sich von der Frauenbewegung angezogen und möchten in ihr Verständnis für ihre Schwierigkeiten finden. Durch deren negative Haltung ihnen gegenüber fühlen sie sich aber zu Frauen zweiter Klasse degradiert und darüber hinaus ihren Problemen wieder allein überlassen“ (MITSCHERLICH 1980, S. 16).

Die Töchter stoßen die Mütter aus ihrer Bewegung aus. „Moderne“ Beispiele:

(1) Eine Studentin, hochschwanger mit dem 1. Kind, fragt mich in einem Kompaktseminar über berufliche Bildung von Mädchen, ob sie bei mir ihre Diplomarbeit schreiben kann. Sie möchte ein Frauenthema behandeln: „Die Leere und die Anklammerung der Mütter an die erwachsene Tochter“. Sie gibt als Motiv ihre eigene Mutter an, die unerträglich sei. Der Haß, die Verachtung und die Abneigung gegen ihre Mutter ist zu spüren. Im Seminar macht die Tochter ein schludriges Referat über Hausarbeit und zitiert als Autorität ihren Mann, der das Buch über Hausarbeit „unmöglich“ fand. Sie bestand darauf, einen Leistungsschein zu bekommen, und ich gab widerstrebend und wider besseres Wissens nach.

Erst später wurde mir klar: Wenn wir unsere Mütter nicht lieben (lernen), werden wir uns selbst auch nicht lieben und den Selbsthaß der Frauen weiterleben und weitergeben.

(2) In einem Interview über mein Verhältnis zu meiner Mutter antwortete ich auf die Frage: Haben Sie manchmal Ihre Mutter gehaßt? „Ja“. Meine Mutter gab ebenfalls ein Interview über ihr Verhältnis zu ihrer Mutter, meiner Großmutter. Es kam bei meiner Mutter ein kritisch-distanziertes Verhältnis zu ihrer eigenen Mutter heraus. Meine Mutter bezeichnete sich darin als Vattertochter. Dies stimmt mit meinen kindlichen Wahrnehmungen überein. Als meine Mutter mein verschriftlichtes Interview las, weinte sie und war tagelang so traurig, daß meine Geschwister bei mir nachfragten. In den Gesprächen darüber redigierte meine Mutter ihr eigenes Mutterinterview, in dem sie alle Passagen einer Kritik an ihrer Mutter in die Dichtung verwies und auf sonstige kleinere Unstimmigkeiten hinwies. Tief verletzt hatte sie mein „Haßgeständnis“ aus früher Zeit.

Selbstverteidigung der Tochter:

Ich habe mein Interview bewußt nicht korrigiert, und meine Mutter ließ es bei den Klagen, ohne auf eine Änderung bei der Autorin zu bestehen.

Aber, so fragte ich mich jetzt: Hatte meine Mutter recht? Steckt nicht in ihrem Schmerz über meine Aussage das Bewußtsein eines unzerstörbaren und doch verletzten Bündnisses zwischen Mutter und Tochter? Die Tochter, die ihre Mutter haßt, zerstört auch sich selbst, schwächt Frauenmacht und Menschenliebe. Und welche Frau philosophiert nicht gern darüber, wie sie sich fühlen würde, wenn alle Fesseln von Selbst- und Fremdhaß aufgehoben wären und sie sich selbst in anderen genießen könnte, ungetrübt wie Narziß im Spiegel des Wassers: Töchter als gelungene Lebensentwürfe ihrer Mütter?

Ich möchte hier auf psychoanalytische Interpretationen nicht näher eingehen³, sondern einen sozialhistorischen Erklärungsversuch unter Rückgriff auf die Matriarchatsforschung machen.

4. Mehrdeutigkeiten mütterlicher Botschaften und Widerspruchspraxis

Das gelebte Leben und Erziehungsverhalten unserer Müttergeneration ist zu unterscheiden von den Ideologien, die sie vertreten und gebrochen weitergegeben haben. Dabei, das ist meine These, kann mütterliches Erziehungsverhalten „fortschrittlicher“ sein als die „Erziehungslehre“, die sie fremdartig verkünden⁴.

Ich glaube, wir Töchter erfüllen den geheimen Emanzipationsauftrag unserer Mütter, den diese uns – wie widersprüchlich auch immer – „vorgelebt“, aus ideologischen Gründen aber anders vermittelt und traditionell moralisiert haben in Sprüchen wie: „Du sollst ja einen Mann abkriegen; Du kannst studieren, dann bekommst Du auch einen „besseren“ Ehemann; Du sollst eine gute Hausfrau werden, Kinder gehören zu einer Frau!“ (Aber wie die Frau sie bekommt oder verhindert, überläßt sie dem Mann.) Selbst in der *negativen Abgrenzung* gegen die Mutter ist vermittelter Widerstand gegen die Zumutungen einer traditionell eingeschränkten Frauenrolle sichtbar. Die Klagen der Töchter sind seltsam bitter:

„Mit Deinem Duckmäusertum hast Du uns Haß gelehrt und nicht Liebe. Obwohl Du immer schwanger warst, hast Du uns nie was darüber erzählt. Deine dicken Bäuche durften wir nicht

3 Vgl. die Interpretationen von MARINA MOELLER-GAMBAROFF (1977) und KARIN OSTERLAND (1979). In beiden Artikeln wird ontogenetisch davon ausgegangen, daß die phallische Mutter oder – am Anfang war das Matriarchat – die erste Stufe der Auseinandersetzung und Wahrnehmung der Welt ist, bevor das Kind auch das männliche Geschlecht und dessen herrscherliche Überlegenheit realisiert.

4 Interessant finde ich in diesem Zusammenhang die selbstbewußten und selbstkritischen Aussagen von DDR-Schriftstellerinnen, für die sich das Autonomieproblem der Töchter ganz anders zu stellen scheint. Die gesellschaftliche Selbstverständlichkeit einer durchgehenden Berufstätigkeit, damit verbundene ökonomische Unabhängigkeit und sexuelle Wahlfreiheit verlagern das Frauenproblem stärker auf die ideologische Auseinandersetzung mit den Männern, um deren Umerziehung es eher zu gehen scheint als um die Emanzipation der Frauen. Vgl. WANDER 1978.

anfassen. ... Du warst nie selbständig in Deinen Gefühlen, obwohl Du die meiste Zeit mit uns allein warst. Weißt Du noch, als ich meine Tage gekriegt habe und Du nichts tatest, als mir ein schreckliches Stück Bettlaken zwischen die Beine zu klemmen, und die Neuigkeit sofort dem Vater mitteilen mußtest. Du hättest doch wissen müssen, daß er nur anmachende Sprüche klopft“ (SPERR 1981, S. 28).

Was von unseren Müttern in der Endphase des Krieges und der Nachkriegszeit tatkräftig und diskrepant zur Ideologie gelebt wurde, versuchen wir Töchter in eine Übereinstimmung zu bringen: *Leben und Denken als Frau* in über-lebenszentrierter, nicht primär von Männern abhängiger Weise⁵.

Töchtergenerationen haben (k)eine Kontinuität in der Emanzipation. Was sich Mütter für ihre Töchter fast immer wünschen, nämlich ihnen ein Vorbild zu sein, mißlingt oft genug. Die Ablösungs- und Identifikationsprozesse der Töchter von ihren Müttern verlaufen nicht linear.

Hier eine Familienbiographie in der Frauenlinie: Eine über 50jährige Journalistin antwortet auf die Frage: „Was hat Dir Deine Mutter politisch weitergegeben?“ „Darüber habe ich noch nie nachgedacht. Ich habe eine ganz schlechte Beziehung zu meiner Mutter, weil ich nicht so geworden bin, wie sie sich das gewünscht hat“ (Gespräch mit SUSANNE V. PACZENSKY. In: STOLTEN 1981, S. 23). Ihre Tochter studiert Jura, wie die Mutter es bloß vorhatte. Die Tochter ist politisch in der Ökologiebewegung engagiert, und die Mutter unterstützt sie darin. Die drei Töchtergenerationen ergeben (k)eine gradlinige Linie: Die mittlere Tochter ist als „Vatertochter“ aus gutem Hause und als Halbjüdin deutsche Prozeßberichterstatterin bei den Nürnberger Prozessen. Ihre Mutter hatte sich gegen ihre nationalsozialistische Herkunftsfamilie geweigert, sich von dem jüdischen Ehemann zu trennen. Die Enkelin ist politisch nicht nur „privat“ wie die Großmutter oder als „Beruf“, wie die Mutter, sondern als ganze Person. Sie ist von Kindheit an mit Politik verbunden. „In Organisationen ist sie nicht reinzukriegen“, sagt die Mutter.

Eine Sozialwissenschaftlerin meiner Generation, deren Mutter im Alter Kurzgeschichten zu schreiben begann, sagte mir: „Ich suche mir aus, was mir an meiner Mutter gefällt“. (Auf dem Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft in Regensburg 1982 fühlten sich beim Symposium „Erziehung jenseits patriarchalischer Leitbilder“ mehrere Frauen von diesem Satz direkt angesprochen, so, als hätten sie selbst diesen Satz ausgesprochen.) Sie zeigt ein Mutter-Tochterverhältnis, in dem sie sich wechselseitig auf Stärken beziehen und dies selbst bestimmt. Werden Mütter auch von ihren Töchtern gemacht?

Ich will noch weitere Töchter über ihre Mutter zu Worte kommen lassen. (Alle Äußerungen stammen aus den Interviews, die ERIKA ADOLPHY in ihrer Diplomarbeit: *Zur Lebenssituation von Frauen im Deutschland der frühen Nachkriegszeit*. Bielefeld 1981, bearbeitet hat.)

„Mutter war wohl diejenige, die so die behütende und die ausgleichende Persönlichkeit im Hause war, aber so nach außen hin doch nicht wirkte.“ „Die engere Bindung habe ich zum Vater gehabt, der war der Aktivere, der hat mir irgendwie imponiert.“

„Mutter war eine Ranke, d. h. sie rankte sich an meinem Vater hoch. Mutter hatte Fähigkeiten, aber sie heiratete mit 22 Jahren“. „Ich bin ein Blender, hat meine Mutter mir so eingeimpft. Ich täusche alle Leute, ich wirke überall. Ich komme überall gut an, aber da steckt nichts dahinter. Und auch in der Schule hat sie immer erzählt, M., die becirt alle Lehrer, und dadurch kann sie was, aber da steckt nichts dahinter. Und das habe ich so in mir drin“.

Viele erfolgreiche Frauen, zumal in der Wissenschaft und Politik tätige Frauen, identifizieren sich mit ihrem Vater. (vgl. LANG 1980) Er lehrte sie ein logisches Denken, unterstützte sie in ihrem Ablösungsprozeß von zu Hause, d. h. auch von der Mutter, und lehrte sie beispielhaft Durchsetzungs- und Beherrschungsvermögen. Heißt dies, daß patriarchale

5 Vgl. DALLY 1976, S. 45: „Die Mutter, wie sie tatsächlich ist, hat weit mehr Wirkung auf das Kind als das, was sie tut.“

Familien für die Töchter positiv in ihrer Identitätsfindung sind und patriarchale Familien daher zu Recht „Norm und Modell“ geworden sind?

Warum können sich Frauen so schwer mit ihren Müttern und so schwer als Frauen positiv identifizieren? Es gibt mehrere Antworten darauf.

(1) Die Töchter *erkennen ihre Mütter nicht als Frau*, weil diese hinter einer normativen Fassade ihr Leben als Frau, Tochter und Mutter verbergen. Äußerlichkeiten, Überangepaßtheit an gesellschaftliche Normen, Unterwürfigkeit und gesellschaftliche Schwäche stören die Töchter.

(2) Die Töchter nehmen ihre Mütter in der patriarchalischen Muttersicht wahr. D. h. sie sehen die Mütter als die Sich-Aufopfernden, die Entscheidungsunterlegenen, die immer Gedrückten, manchmal auch als die Erkalten, kaum als solche, die dies unter „unmenschlichen“ Bedingungen geworden sind. Auch Töchter sehen ihre Mütter als Natur.

Die Äußerungen destruktiver Beziehungsqualitäten von Töchtern ihren Müttern gegenüber scheinen keine gesellschaftlichen Tabus zu brechen. Viel ehr- und tabuverletzender sind da schon die Vateranklagen der Töchter oder der Ehefrauen gegenüber ihren Ehemännern. Ist das ein Grund für die affektive Ablehnung, die Feministinnen erfahren?

5. Mütterarbeit und Mütterliebe: Wer arbeitet, hat keine Macht, oder gibt es eine „andere“ Macht?

Wer die politische Macht hat, bestimmt auch über die Verteilung der Arbeit. Nicht die Arbeit und ihre Produktivität bestimmen den Zugang zur Politik und Macht – dies ist materialistischen Denkern schon lange klar –, sondern die Verfügungsgewalt über die Bedingungen der Arbeit. Diese basiert in erster Linie auf Gewalt und Eigentum. Beides sind weitgehend männliche Monopole. „Die Liste der Arbeiten für Männer ist viel kürzer als die der Frauen. Tatsächlich hatten die Männer mehr freie Zeit“ (SHORTER 1977, S. 89). Dies gilt nicht nur für die Zeit nach 1945, auf die ich noch eingehe, sondern für die traditionellen Gesellschaften vor dem 19. Jahrhundert. In der Arbeitszeit der Frauen machten Männer die Politik, und selbst die Geselligkeit, die Männer genossen, bedeutet(e) für Frauen Mehrarbeit.

Von dieser Art ist die Macht der Mütter und Frauen also nicht. Die Mütter leisten in historisch unterschiedlichen Formen und klassenmäßig verschieden die materielle Erziehungsarbeit als Teil ihres Lebens mit Kindern. Männliche Erziehungswissenschaftler pflegen darüber bloß zu rasonnieren. Aber diese Mutter-Arbeit, ihr Leben mit Kindern, unterliegt nicht direkt dem Tauschgesetz. Diesem alles beherrschenden Prinzip entzogen, „beherrscht“ es dieses auch. Deshalb bringen Mütter wahre Wunderdinge mit ihren Kindern fertig. Sie fragen nicht nach den Kosten. „Geben ist seliger als nehmen“ (vgl. ORTMANN 1981) ist in diesem Zusammenhang der Schein einer humanen, (matriarchalen?) Utopie.

Aber Vorsicht: Keine Glorifizierung der Mütter nun! Haben wir nicht alle unsere Wunden davongetragen gerade von dem mütterlichen Unvermögen, uns ein geglücktes (Frauen-) Leben vorzuleben? Und lesen wir nicht immer wieder vom Versagen der Mütter, von ihrer Gewalt gegenüber Kindern? (vgl. TRUBE-BECKER 1982) Warum jetzt die Suche nach unseren Müttern? Ist es nur die Suche nach unseren leiblichen Müttern als Subjekte? Ist es

nicht viel mehr auch die interessierte Suche nach unserem matriarchalen Erbe, nach den Spuren eines positiven Lebensentwurfs für Frauen, für Menschen allgemein? Wenn ich nach meiner Mutter forsche, dann auch, weil ich wissen will, wie ich geworden bin und welche Möglichkeiten mir/uns vorenthalten wurden und doch noch in mir/uns stecken.

6. Der „Zusammenbruch“ der Gesellschaft und matriachale Überlebensarbeit

Es gibt Heldendenkmäler für die männlichen Opfer des Krieges, es gibt Auszeichnungen für die überlebenden männlichen Krieger. Aber wofür werden diese eigentlich geehrt? Für ihre zerstörerischen Leistungen gegenüber Menschen, die keine Deutschen, Arier, etc. waren? Solche Ehrungen sind verdächtig, wie Ehrungen überhaupt. Aber warum wird für die zerstörerischen Leistungen und Erfolge im Krieg und in der Nachkriegszeit Anerkennung gefunden, für die positive Überlebensarbeit der Frauen dagegen kaum? Tradiert nicht der Krieg auch in Friedenszeiten kriegerische Werte und Normen, hat der Krieg für die Frauen überhaupt aufgehört?

Die Erziehungs- und Sozialwissenschaftler reden unhistorisch und abstrakt von Eltern und Familie gerade da, wo Mütter weitgehend die Arbeit geleistet und das Leben gemeistert haben. „Aus nichts etwas machen“ war die Ökonomie und Überlebensarbeit nach dem Krieg. Not macht erfinderisch, viele auch tüchtig. Es gibt eine Fülle von Belegen über die außerordentlichen Leistungen von Flüchtlingsfrauen, einer extrem betroffenen Gruppe. Die Folgen des Krieges waren im „Unten“, in ihrer Wirkung auf die Alltagsarbeit des Überlebens am härtesten. Filme und Berichte aus dieser Zeit zeigen, daß Hausarbeit zur allumfassenden, fast totalen Arbeit wurde, besonders bei den zerstörten Infrastrukturbedingungen in den Städten. Hausarbeit sah so aus:

Wasser mußte in Eimern herangetragen werden, weil viele Leitungen beschädigt waren. Die Wohnungen mußten notdürftig geflickt und instand gesetzt werden. Wohnungen in Kellerräumen, Baracken und Ruinen etc. gab es zu Millionen, da 5 Millionen Wohnungen zerstört waren. Für die Lebensmittelkarten mußte in der Schlange angestanden werden, nächstelang selbst für minderwertiges Freibankfleisch. Heizung wurde beschafft durch das Sammeln von Holz aus den Wäldern, in den Ruinen, durch den fast schon berühmten Kohlenklau. Kleidung wurde durch Handarbeit hergestellt. Aus Zuckersäcken wurden die Fäden gezogen und Strümpfe und Hosen gestrickt, aus Decken Mäntel u. a. m. genäht, alte Uniformen eingefärbt und umgenäht. Aus der Natur wurde herausgeholt, was nur irgendwie möglich war, selbst bei weiten Anreisewegen. Bucheckern wurden im Walde gesammelt und gegen Öl abgeliefert; Heidelbeeren und alle Früchte und Pilze im Wald gesammelt und verwertet. Jedes Stück bebaubares Land wurde bearbeitet, Rezepte wurden erfunden, die ‚aus nichts‘ etwas hermachten: Kaffee aus gerösteter Gerste; falsches Schmalz aus Griesbrei, falsche Bratheringe aus Kohlrabis, falsche Leberwurst aus Hefe und Majoran, falscher Fleischsalat aus Kartoffeln und Gemüse, falsches Marzipan aus Kartoffeln. Jede(r) kann dem sicherlich viele andere Ideen und Erfahrungen hinzufügen und bei Verwandten, Freunden nachfragen.

In vielen Revierstädten kam es zu Hungerdemonstrationen. 1947 betrug die Anzahl der Kalorien pro Person zwischen 800–1000 pro Tag. Die Folge davon war: Totaleinsatz in den Städten und auf dem Land nur gegen den bloßen Unterhalt, gegen Essen. Ich weiß, daß hier die Gefahr der Glorifizierung des Mangels gegeben ist. Ich schmücke dies aber deshalb aus, weil wir Nachgeborenen dieser Überlebensarbeit, die überwiegend von Frauen wie selbstverständlich geleistet wurde, in der Tat und tatkräftig unser Überleben verdanken, und daß dies letztendlich doch größere Wirkungen hatte, als gemeinhin angenommen wird. Die Struktur dieses aktivierten Wissens war an das Interesse zum Überleben geknüpft und an die Hausarbeitskompetenzen von Frauen, die, aus der Armut kommend, auch mit der Not gelernt und entwickelt worden waren.

Mit wenig, äußerst wenig produktiv umzugehen ist sicherlich ein Vorteil von Unterdrückten und Armen überhaupt, aber diese Hausarbeitskompetenzen des Überlebens waren in der Nachkriegszeit sowohl öffentlich relevant, gesellschaftlich notwendig und gleichzeitig nicht ‚trivial‘, weil sie leibliche Bedürfnisse ökonomisch befriedigten. Mit einer systematischen Planung von oben wäre dies nie gelungen. Dies bestätigt vor allem die Studie von HILDE THURNWALD von 1948, auf die ich näher eingehen möchte.

Nach dem Krieg garantierte die Mutterfamilie das Überleben vieler Menschen.

„Allerdings wird von den Ermittlern öfter“ die mangelnde Tatkraft von Männern „hervorgehoben und ihre Gleichgültigkeit gegenüber den Alltagslasten der Frauen. Diese Haltung bestärkte manche Frauen in ihrer prinzipiellen Minderbewertung des Mannes als Familienvater“ (S. 201). „Die Erschöpfungszustände häufen sich bei den Hausfrauen, die gleichzeitig erwerbstätig sind und die neben der tatsächlichen Arbeitsleistung auch psychisch die volle Verantwortung für die Versorgung der Familie zu tragen haben. ... Bei diesen Erschöpfungszuständen handelt es sich nicht um vorübergehende Ermüdungen, sondern um anhaltende Symptome eines Kräfteverfalls. Über ein Drittel dieser Frauen wurde ausgesagt, sie standen vor einem körperlichen und nervlichen Zusammenbruch. Statt dessen fühlen sich zahlreiche Ehefrauen und Mütter verpflichtet, auf Teile ihrer Lebensmittel zu verzichten zugunsten von Mann und Kindern. Die in der Mehrzahl der Fälle von Frauen geleistete Tagesarbeit ist nicht nur umfangreicher und mühsamer geworden, sondern steht in steigendem Mißverhältnis zu der geringen Erneuerung der Kräfte durch Ernährung und Schlaf. Hinzukommen im Winter die besonderen Einwirkungen der Kälte“ (S. 85). „Spannungen und Streit um Alltagsorgen, vor allem um die Ernährung, haben zugenommen. Der Ehemann versucht, in keiner Weise einzulenken oder die Nöte abzuhefen. Er denkt nur an sich und ißt Frau und Tochter alles weg (das Brot muß die Hausfrau verschließen, um ihren und der Tochter Anteil zu retten). Für den Erwerb von Zigaretten gibt er sein ganzes Geld hin und verkauft dauernd Schmuck und Porzellan seiner Frau“ (S. 195).

Und ein extremer Fall: Der Vater ißt heimlich im Keller das erste Care-Paket ganz allein auf. Als die Frau das merkt, will sie sich scheiden lassen und wird von allen Seiten dazu gedrängt, Verständnis für ihren egoistischen Ehemann zu haben“ (S. 192).

„Öfter leben solche Väter unter einem schweren und seelischen Druck, der sie auch ihren Kindern gegenüber befangen und ungeeignet für Erziehungsaufgaben macht. So bleibt die Mutter die ständig Erreichbare und Nächststehende zur Entfaltung von Vertrauen. Kinder, die schon in den Nachkriegsjahren erlebten, daß Schutz und Fürsorge allein von der Mutter kamen, und daß sie anstelle des fernen Vaters in allen Lebenslagen handeln mußten, betrachten auch heute vielfach die Mutter als Mittelpunkt der Familie“ (S. 97).

7. Zyklische Wiederkehr: matriachale Utopie und Frauenmacht

Ich komme zum allerersten Gedanken zurück. Wie meine Mutter wollte ich nicht werden, deshalb konnte ich nicht ich selbst werden. Seit das Bündnis zwischen Mutter und Tochter zerstört wurde, konnte das Patriarchat als durchgängige Herrschaftsform der Väter/Männer über die Frauen auch in die Herzen und Köpfe der Frauen selbst eindringen, deshalb scheinen wir so oft kopflos und selbstlos und machtlos. Aber gibt es überhaupt alternative Vorstellungen?

Ich lehne mich bei meinen folgenden Überlegungen und Interpretationen versuchsweise an die Forschung von HEIDE GÖTTNER-ABENDROTH an, die, ausgehend von einer Analyse der matriarchalen Mythen, folgendes Bild einer matriarchalen Gesellschaft zeichnet:

„Unumwunden bezeichne ich die frühesten Religionen der Menschheit als matriarchal“ ... Die entsprechenden Gesellschaftsformationen beschreibt sie wie folgt: „Im ökonomischen Bereich waren matriachale Gesellschaften gekennzeichnet von Ackerbau, der vom einfachen Gartenbau bis zur technisch hochentwickelten Bodenkultivierung durch Bewässerung reichte. In der Familienstruktur

spielten Matrilinearität (Namensgebung und Erbfolge in weiblicher Linie) und Matrilokalität (Wohnsitz bei der Mutter) die größte Rolle. Die Familiengruppe war die Sippe, eine ‚Kernfamilie‘ in unserem Sinne gab es nicht. Die Sippe wurde von der Sippenmutter beherrscht, der Stamm von der Stammutter oder den Müttern der großen Sippen. Namen und Würden wurden von der Mutter auf die Tochter vererbt. Vererbung von Gütern gab es nicht, denn Land und Haus waren Gemeinschaftsbesitz der Sippe“ (1980, S. 1 u. 12).

Die Dauer der Matriarchate währte viel länger als das Patriarchat, das auf privaten Eigentumsverhältnissen beruht, über die ausschließlich von Männern verfügt wird. Die kosmische Gliederung bzw. Dreieinigkeit von Werden, Fruchtbarkeit und Vergehen – verkörpert in der großen Göttin, die gleichzeitig das junge Mädchen, die fruchtbare Mutter und die weise alte Frau als Todesgöttin ist – ist im Patriarchat aufgelöst in eine innerweltliche Hierarchie und einen transzendenten Vatergott, der mehr einem kleinlichen Buchhalter als einem fruchtbaren, aufgeschlossenen Förderer alles Lebendigen gleicht.

Wichtige historische Kriterien für Matriarchate scheinen zu sein: Gemeinschaftsbesitz (wenigstens nicht „kleinlicher“ Privatbesitz); bei der Vererbung geht es nicht um Eigentum, sondern um die Weitergabe von Würde und einen bedeutungsvollen Namen, der von der Mutter herrührt. Die Kinder gehören allen Frauen, bzw. dem ganzen Stamm. Die Entscheidungen werden kollektiv gefällt, die Produktionsweise ist agrarisch, mit technischen Bearbeitungsansätzen.

Vieles war 1945 in der Nachkriegszeit ganz anders. Das weiß ich (vgl. HUSTER u. a. 1980). Und korrekte Historiker werden die Nase rümpfen über einen solchen abenteuerlichen Vergleich. Was war aber dennoch auch ähnlich? Der Boden und seine Fruchtbarkeit gewannen eine neue Bedeutung und sorgfältige Bearbeitung. Die Landbearbeitung nahm ungeheuer zu, nachdem die Industrie zerbrochen war und die Kriegsmaschinen nicht eßbar waren. Selbst der Berliner Tiergarten wurde umgepflügt und ein Drittel davon zur Kleingartenbearbeitung freigegeben. Bürgerfrauen gruben ihren Rasen um und säten Kartoffeln. In den Ruinen wurden Tiere gehalten – Ziegen, Kaninchen, Hühner. Jedes erdenkliche Stück Land, selbst Balkons, wurden wieder fruchtbar gemacht.

Die Kernfamilien wurden erweitert, nicht nur um biologisch Verwandte, sondern Bekannte, Freunde, wie es sich ergab. Ich kenne viele Beispiele dieser Erweiterung der Kleinfamilie, sicherlich aus der Not geboren, aber auch im Bewußtsein, daß es gemeinsam besser geht. Insbesondere die vereinzelter Frauen und Mütter taten sich zusammen – manchmal nur vorübergehend, aber manchmal über Jahrzehnte auch in intensiven Freundschaften verbunden. Eigentum spielte als Privates eine andere Rolle. Teilen und Mitteilen waren üblich, soweit ich es kennengelernt habe. Organisieren wurde ein akzeptierter Begriff für Stehlen. Aus den Trümmern nahm sich jeder, was er brauchte: Holz, Baumaterialien, Einrichtungs- und Haushaltsgegenstände. Kohlenklau, Stoppeln auf dem Feld, Schwarzmarkt, Handeln – alles vielgeübte Praktiken.

Die strenge patriarchalische Arbeitsteilung war aufgehoben – Frauen auf dem Bau, Frauen in Nacharbeit, Frauen in den Betrieben und in Berufen, die ihnen vorher verschlossen waren. Frauen waren gelehrig, lernten mehr als im vorigen Jahrhundert. Sie wurden Bürgermeisterinnen selbst großer Städte. Was mir an den matriarchalen Analogien/Utopien/Gesellschaftsentwürfen gefällt, ist nicht die bloße Tatsache, daß Frauen in diesen Gesellschaftsformationen die Mitbestimmenden waren, sondern daß wichtige Grundlagen der Ausübung von Herrschaft fehlten: Privateigentum und Gewalt. Matriarchate als bloße Verkehrung des Patriarchats gab es wohl gar nicht.

SUSAN GRIFFIN meint, daß die Klärung der Frage, ob es historische Matriarchate gegeben hat, eigentlich nicht so relevant ist:

„Der Mythos des Matriarchats zeigt uns die neue Richtung an. Und es ist wichtig, daß wir diesen Mythos gerade heute aufleben lassen, weil er eine Art zu leben aufzeigt, in der Natur und Kultur nicht

gegeneinander zu stehen. Wenn wir uns das Modell einer neuen Kultur vorstellen können, in dem die Natur nicht als Feind gesehen wird, können wir auch unser Verhalten ändern“ (1981, S. 27).

Jede Mutter will es wohl besser machen als ihre eigene Mutter – in diesem Wunsch und seinem Versagen liegt die Trauer über eine „gute Zeit“, in der das Leben nicht von den einzelnen Leistungen und dem ständigen Zwang einer verbesserten Anpassung abhing, sondern eingebunden war in eine selbstverständliche Verständigung über ein gutes Leben. Kann es diese „gute alte Zeit“ nur in der Vergangenheit gegeben haben?

Einmal als größeres Kind lag ich im Bett, als meine Mutter plötzlich hereinstürmte und sich seltsam benahm. Ich wußte, sie hatte gedacht, mich beim Onanieren zu ertappen. Sie irrte in diesem Fall, aber woher hatte sie dieses Wissen, wir, die wir nie darüber sprachen? Wir sprachen nicht nur nicht über sexuelle Begierde, Gefühle und Versagungen, wir sprachen auch nicht über Verhütung, den weiblichen Körper als etwas Schönes, „Fruchtbares“. Und wir verhüllten unsere Körper voreinander.

Später lernte ich, daß der Ausschluß der Frauen von formalisierter Bildung und der Teilhabe an Wissenschaft auch den Zweck hatte, den Frauen Wissen zu nehmen und die Kontrolle über ihren Geist, ihren Körper und ihre Gefühle den Männern zu überlassen. Die Bibliotheken sind ja voll von schwachsinnigen Aussagen über Frauen, Familie, Leben und Liebe. Inzwischen weiß ich aber auch, daß selbst die Teilnahme von Frauen am wissenschaftlichen Denken für die Frauen selbst nicht sehr viel gebracht hat. Sie beginnen erst, die Wissenschaft mit ihren Defiziten zu konfrontieren.

Wo ist die Stärke unserer Mütter geblieben, wo sind die matriarchalen Spuren unserer Vergangenheit zu suchen? Es waren die Frauen, von denen in der Endphase des Krieges und in der Nachkriegszeit das Leben abhing – das Männer zerstörten – und unter Bedingungen aufrechterhalten und organisiert wurde, die nicht/kaum lebbar waren. Sie taten dies in selbstverständlicher Eingebundenheit in ihren Familien, die sie genauso selbstverständlich um weitere Mitglieder, Verwandte oder Nicht-Verwandte, erweiterten. Sie taten dies ohne persönliche Selbstdarstellungsinteressen und Imponiergehabe. Sie taten es in einem Überlebenskampf gegen die ihnen wie Natur vorkommenden gesellschaftlichen Katastrophen. Sie forderten dafür keinen Lohn, weil ihr Kampf auch nicht in Tausch- oder losgelöste Geschäftsbeziehungen eingebunden war. Diesen ernteten die Heimkehrer/Krieger/Männer, denen sie aus menschlichem Verständnis, Nachsicht und auf objektiven und gewaltigen Druck ihre Plätze im Beruf, in der Familie, insbesondere in der Politik und in der Öffentlichkeit räumten, nicht immer widerstandslos.

Die Macht der Frauen/Mütter ist ihre Nachsicht, ihre Verbundenheit mit dem Leben. Dieses ist es, was Frauen dem gewalttätigen kapitalistischen und patriarchalen Kontext entfremdet und darüber erhebt.

Magie und Allmacht der Gedanken

Zu der Zeit, als Wünschen noch geholfen hat, war ich manchmal verzaubert von der Möglichkeit, mir in Gedanken die Welt auszumalen und in mir wirklich werden zu lassen. Niemand konnte meine Gedanken und Wünsche sehen, fühlen, erahnen. Ich kannte und bereiste Welten, vermochte alles, und die Welt breitete sich vor mir aus.

Stellt Euch vor, es gäbe Mütter und Väter, Söhne und Töchter, Schwestern und Brüder, und die Mütter würden ihre Töchter zu Richtern über ihre Söhne erziehen, und die Schwestern ...

Literatur

- ADOLPHY, E.: Zur Lebenssituation von Frauen im Deutschland der frühen Nachkriegszeit. Bielefeld 1981.
- BAUMERT, G.: Deutsche Familien nach dem Kriege. Darmstadt 1952.
- DALLY, A.: Die Macht unserer Mütter. Stuttgart 1976.
- GÖTTNER-ABENDROTH, H.: Die Göttin und ihr Heros. München 1980.
- GRIFFIN, S.: Die Angst der Männer vor Frauen und Natur = sinnlich, gierig, grausam, tödlich. In: Psychologie heute (1981), H. 7, S. 22–29.
- HUSTER, E. U. u. a.: Determinanten der westdeutschen Restauration. Frankfurt 1980.
- KÖNIG, R.: Artikel „Familie“. In: KÖNIG, R. (Hrsg.): Soziologie. Frankfurt 1958. S. 71.
- MITSCHERLICH, M.: Müssen wir unsere Mütter hassen? In: Emma (1980) H. 4, S. 14–21.
- MOELLER-GAMBAROFF, M.: Emanzipation macht Angst. In: Kursbuch 47 (1977), S. 1–25.
- ORTMANN, H.: Geben ist seliger als nehmen. Manuskript 1981.
- OSTERLAND, K.: Frauen – das „eigene Geschlecht“. Überlegungen zur Emanzipation von Müttern und Töchtern aus psychoanalytischer Sicht. In: 3. SOMMERUNIVERSITÄT FÜR FRAUEN 1978 e. V. (Hrsg.): Frauen und Mütter. Beiträge zur 3. Sommeruniversität von und für Frauen – 1978. Berlin 1979.
- SANDER-BRAHMS, H.: Deutschland, bleiche Mutter. Reinbek 1980.
- SCHELSKY, H.: Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart. Stuttgart ⁵1967.
- SHORTER, E.: Die Geburt der modernen Familie. Reinbek 1977.
- SPERR, M. (Hrsg.): Liebe Mutter, liebe Tochter. Frauenbriefe von heute, München 1981.
- STOLTEN, I. (Hrsg.): Der Hunger nach Erfahrung. Frauen nach '45. Berlin/Bonn 1981.
- STRECKER, G.: Überleben ist nicht genug. Frauen 1945–50. Freiburg 1981.
- THURNWALD, H.: Gegenwartsprobleme Berliner Familien. Berlin 1948.
- TRUBE-BECKER, E.: Gewalt gegen das Kind. Heidelberg 1982.
- WANDER, M.: Guten Morgen Du Schöne. Neuwied/Darmstadt 1978.
- LANG, M. (Hrsg.): Mein Vater – Frauen erzählen vom ersten Mann ihres Lebens. Reinbek 1980.

Anschrift der Autorin:

Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel, Rheinlanddamm 199, 4600 Dortmund 1